

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 75=95 (1929)

Heft: 9

Artikel: Kriegswissenschaft und Kriegserlebnis

Autor: Muff, W.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-8308>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mehr durchführbar. Noch oberflächlicher bleibt der Einfluß auf die Rekruten- und Kadernschulen, die Wiederholungskurse einer Division, deren Kontrollbestand weit über dreißigtausend Mann zählt. Diese Frage zusammen mit der Frage der taktischen Führung unserer unförmlichen Divisionen bleiben alle ungelöst, weil sie von keiner einheitlichen Stelle bearbeitet werden, auch dazu gehört Führung.

Es wäre für die gesunde Fortentwicklung der Armee unheilvoll, wenn die Unklarheit in den Aufgaben der Abteilungschefs und der höheren Truppenführer so weit gediehen sein sollte, daß deswegen auch keine Lösung in der Kommandoordnung und in der Organisation des Militärdepartements eintritt.

Kriegswissenschaft und Kriegserlebnis.¹⁾

Von Oberst *W. Muff* in Weimar.

Mehr denn zehn Jahre trennen uns schon vom Geschehen des Großen Krieges. Der eilige Pendelschlag der Zeit kommt dem älteren Soldaten am augenfälligsten zum Bewußtsein, wenn er die Front seiner Truppe abschreitet. Wer trägt noch einen Kriegsorden, wieviele besitzen noch das Verwundetenabzeichen? Unteroffiziere und Mannschaften, die im Felde standen, sind bis auf einen kleinen Rest aus der Truppe verschwunden. Bereits haben die meisten Leutnants kein Pulver mehr gerochen. Binnen kurzem wird kein Unterführer, die Träger der Erziehung und Ausbildung des Soldaten, mehr eigene Kriegserfahrung besitzen.

Was Taktik und Waffenhandhabung anlangt, so haben sie ihren Niederschlag in neuen Dienstvorschriften gefunden. Diese Kriegslehren brauchen daher nicht verloren zu gehen. Aber ihre Geltungsdauer ist begrenzt. Bald werden sie durch die niemals stillstehende technische Weiterentwicklung überholt. Und eine neue Soldatengeneration sieht sich in neuem Kriege auch neuer Lage gegenüber. Sie nicht unvorbereitet dem Neuen gegenüberzutreten zu lassen, ist Sache der Kriegswissenschaften und der Friedensausbildung, in der jene sich auswirken. Die Kriegswissenschaften erfüllen daher ihre Aufgabe nicht, wenn sie, rein historisch eingestellt, nur der Aufhellung der Vergangenheit dienen und nicht versuchen, von ihr aus künftige Entwicklungsreihen vorauszubestimmen oder, vielmehr noch, vorauszuahnen. Angelsächsische Militärwissenschaftler, wie ihre ganze Rasse mehr politisch als historisch gerichtet, sind darin besonders stark. Deutsche Wissenschaftlichkeit lähmt leicht die Flügel des Geistes. Sie fühlt sich — nicht mit Unrecht — nur dort sicher, wo sie den Grund lückenloser Kausalität unter den

¹⁾ Anmerkung der Redaktion: Wir entnehmen diesen Aufsatz mit der gütigen Erlaubnis des Herrn Verfassers und der Schriftleitung der Nummer 48 des „Militär-Wochenblattes“ vom 25. Juni 1929.

Füßen hat. Nicht im Schauen, sondern im Urteilen liegt ihre Stärke. Wenn die Voraussetzungen nicht mehr gelten, wird aber auch der Schluß bedeutungslos. Um ihn zu retten, verfällt man dann der Versuchung, jene zu verfälschen. Die Bedeutung von Kriegserfahrungen kann so in ihr Gegenteil verkehrt werden. Man erlebt es häufig dort, wo eingelebte Gewohnheiten wissenschaftlich gerechtfertigt werden sollen. In dieses Kapitel gehört die Erhaltung von Formen, an die das soldatische Auge sich gewöhnt hat, auch die Verdrehung des Begriffes Disziplin, um veraltete Mittel der Disziplinierung zu halten. Die Wissenschaft wird dann zur Dirne der Denkfaulheit. Ihre „Kriegserfahrungen“ werden zum Fallstrick für die Weiterentwicklung. Nicht nur der Wirklichkeitsgehalt von Zukunftsphantasien, sondern auch der Wahrheitsgehalt von Kriegserfahrungen bedarf immer wieder der kritischen Sonde.

Gewisse „Kriegswissenschaftler“ lieben es, mit der Phrase die Brüchigkeit ihres Gedankengebäudes zu verkleistern. Da werden „die größten Kriegslehrmeister“ aller Zeiten zu Kronzeugen aufgerufen, wird an „ewige Gesetze der Lehre vom Krieg“ appelliert, muß „das beste Heer, das die Welt je gesehen“, zum Beweis aufmarschieren. Unter dem Trommelfeuer aus solch schwerem Geschütz wird die Kritik im Keime erstickt oder sie streckt schließlich die Waffen. Was bleibt ihr denn auch anderes übrig, wenn etwa in einer sinnlos angesetzten und daher blutig zusammengebrochenen Kavallerieattacke nur der Beweis erblickt wird, daß der alte kühne Reitergeist noch lebendig sei.

Gefährlich wird die Phrase dort, wo sie Schwäche verdeckt. Gerade für den Deutschen bedeutet sie nicht wie für den romanischen Menschen den Ausdruck psychischer Wirklichkeiten, sondern deren eigenlebigen Ersatz. So erschöpft sich das patriotische Gefühl des deutschen Sangesbruders in seinen Vaterlandsliedern, befriedigt der akademische Bürger sein nationales Gewissen in flammenden Kommersreden. Auch der Parlamentarier wertet schon seine Resolution als politische Tat.

In ähnlichem Sinne scheint sich manchem älteren Kriegswissenschaftler das Führerproblem in stark klingenden Ausdrücken wie „tatfroh“ und „stahlhart“ zu erledigen. Doch die Jüngeren geben sich damit nicht zufrieden. Ihnen stellte sich das Problem im Kriege nicht so einfach. In Stahlgewittern enthüllte sich ihnen die Fragwürdigkeit eigenen und fremden Führertums. Wenn eine „junge Generation“ den „Feldherrn Psychologos“ auf den Schild erhob, war es ihr bitter ernst dabei. Der Ausdruck war keine Phrase, höchstens ein Schlagwort. Dessen Hintersinn war von den Aeltern nicht damit abzutun, daß sie die Leistung des alten Offizierskorps, dem sie selbst angehörten, priesen. Sie verrieten ja gerade dadurch ihren Mangel an Einfühlungsvermögen, denn sie verkannten, daß aus den Jüngeren ihr Kriegserlebnis sprach. Solches Erlebnis war denen wichtiger als alle Kriegserfahrung. Ihr künftiger „Feldherr Psychologos“ sollte den Krieg in seiner Wirkung auf den Menschen in sich erleben, nachzuerleben vermögen. Ob er auch Kriegserfahrung besitzen würde, lag im Schoße der Zeit. Gewiß, jeder empfand das Kriegserlebnis in

anderer Gestalt. Ein Mann wie Jünger sah die Dinge vom Standpunkte des Stoßtruppführers aus, der, nur auf sich selbst gestellt, sein persönliches Kriegertum als Maß aller Dinge nahm. Für Soldan fand das Erlebnis seinen Ausdruck im Ringen der soldatischen Kampfmoral mit den psychischen und physischen Einwirkungen der Materialschlacht, wobei der Einfluß der höheren Führung auf die Tätigkeit einer Etappenorganisation herabsank. Hesse kam von den Eindrücken des Bewegungskrieges im Osten her. Er war dabei, wenn auch vielleicht in manchem noch unklar, so doch weniger einseitig, weil geistiger. Ihn beschäftigte nicht nur der Kampf als inneres Erlebnis wie Jünger oder seine einmalige Erscheinung in der Form des Stellungskrieges wie Soldan, sondern der Krieg an sich. Und so stellte sich ihm als letzte Aufgipfelung das Feldherrnproblem. Für alle drei war aber der Krieg in erster Linie eine psychologische Angelegenheit. Das lag im Geiste unserer Zeit.

Kriegserfahrungen lassen sich in Regeln fassen und in Vorschriften aufbewahren. Das Kriegserlebnis aber kann nicht in Kapiteln und Ziffern lebendig erhalten werden. Der Festlegung durch Vorschriften entzieht es sich. Um nacherlebt werden zu können, muß fremdes Erlebnis erst Gestaltung finden. Das ist Aufgabe und Wirkung des Kunstwerks. Bemächtigt sich nicht der schöpferische Künstler des Kriegserlebnisses, dann ruht es ungehoben in der Brust der Mitkämpfer und erlischt mit ihnen. Das eben ist das Schreckgespenst der Pazifisten. Sie wissen wohl, daß ihre Ideologien nur auf dem durch frisches Kriegserlebnis aufgelockerten Seelenboden einer Kriegsgeneration gedeihen. Wer nicht mehr selbst den „Greueln des Krieges“ entsetzt ins Antlitz geblickt hat, in dem sind die mit dem eingeborenen menschlichen Machttrieb verknüpften Kampftriebe schließlich doch stärker als ethische Ideale oder Gründe der menschlichen (göttlichen?) Vernunft, hinter denen sich meist doch nur der vielgepriesene, gesunde Menschenverstand — die jeder wirklichen Entscheidung ausweichende bürgerliche Angst — verbirgt. Wer — und zwar mit Recht — im ideologischen Pazifismus unserer Tage eine Krankheitserscheinung im Seelenleben des Volkes erblickt, wer aus dem Rufe „Nie wieder Krieg“ den hysterischen Angstschrei des vaterlandsverräterischen Kriegsdienstverweigerers heraushört, dem soll solches zum Troste gesagt sein. Soll ihn aber nicht von der Pflicht entbinden, gegen jene Volksseuchen anzukämpfen, an welchem Platz er auch immer stehe. Der Soldat befindet sich hierbei jedenfalls im vordersten Glied.

Mit begreiflicher Befriedigung begrüßen die pazifistischen Kreise, und ihnen gehört fast die gesamte Linkspresse Deutschlands an, jedwede Kunstschöpfung, die geeignet ist, das Grausen vor dem Kriege lebendig zu erhalten und auf kommende Geschlechter zu übertragen. Mit Erfolg schlagen sie dabei die Taktik ein, den künstlerischen Wert solcher Werke herabzusetzen, die das Kriegserlebnis in bejahendem Sinne werten, den derjenigen aber in den Himmel zu heben, die nur seine verheerenden Wirkungen aufzeigen. Dieses Verfahren wird ihnen ja nicht schwer ge-

macht; denn es ist nun einmal so: Kriegerum und Künstlertum wohnen nur selten in gleicher Stärke in ein und derselben Brust. Der Krieger braucht ein starkes, ja hartes Herz. Zum Künstler gehört eine empfindsame Seele, die jedem starken Eindruck sich öffnet. Von ihm feste Anschauungen zu verlangen, ist eine Verkennung seines Wesens. Wer die Welt in ihrer schillernden Buntheit nachzugestalten unternimmt, muß sich ihrem Wechsel hingeben. Das erfordert stete Standpunktänderung. Heute steht nun einmal der vom letzten Krieg betroffene Teil der Menschheit — übrigens ein durchaus ideologischer Begriff — im Zeichen des Pazifismus, und vor solchem Zeitgeist beugt, verbeugt sich auch der Künstler.

Geben wir es daher ruhig zu: bedeutendes Künstlertum steht heute nicht im Lager des Krieges. Dem Eindrucke eines echten Kunstwerkes sich zu entziehen, ist aber schwer, noch schwerer den Vorwurf des Banausentums auf sich zu nehmen. Durch den Kanal des künstlerischen Empfindens — oder ist es nur blasses Aesthetentum? — wird so dem Publikum das Gift pazifistischer, wie auch revolutionärer Ideen eingeträufelt. Jedermann begeistert sich, von der Kunstkritik geführt, an den Erzeugnissen russischer Filmpropaganda, deren künstlerischer Wert allerdings jeden Friderikusfilm überragt, oder preist das Schützengrabenbild des Otto Dix, eines der eindrucksvollsten, aber auch der einseitigsten gesehene Kriegerbilder aller Zeiten, als stärksten und wahrsten bildnerischen Ausdruck des Frontsoldatenerlebnisses. Dort aber, wo einmal ein echter Künstler den Krieg vom Standpunkt heroischer Seelenhaltung aus begreift, da schweigt liberale Kritik ihn tot.

In zwei Abschnitten vollzog sich in Deutschland bisher die dichterische Gestaltung des Kriegserlebnisses. Nur in wenigen Werken fand es seinen Niederschlag unter den unmittelbaren Eindrücken des Geschehens. Ihre Schöpfer, die Flex und Jünger — Fritz von Unruhs „Opfergang“ bleibt hier unberücksichtigt; dieses Werk bedeutet doch wohl weniger ursprüngliches Erleben, als vielmehr ein Wandeln auf den Spuren des Franzosen Barbusse, des Dichters von „Das Feuer“ — gehörten zu den seltenen Menschen, die in Nietzsche'schem Sinne tanzend durchs Leben schreiten. Ihnen war der Krieg Erfüllung oder Auslebung. Sie vermochten daher als Künstler das Erlebnis unmittelbar zu gestalten. Sie befanden sich ja als Menschen in ihrem Element und standen, wenn auch leiblich noch so sehr in die Ereignisse verstrickt, doch von Anfang an seelisch darüber. Unter dem Mars Geborene, waren sie — nicht nur zufällig — Führer, Offiziere gewesen. Aber ihre Werke, von unbestreitbarem literarischem Wert, kamen zu früh. Die andern, sofern sie nicht von gleicher Art waren, vermochten ihnen noch nicht zu folgen. Sie brauchten zunächst Abstand von den Ereignissen. Und ein junges Geschlecht war noch nicht aufnahmebereit.

Heute hat ein neuer Abschnitt begonnen. Ein Jahrzehnt hat es gedauert, bis solche, denen der Krieg nicht Erfüllung, sondern Schicksal

bedeutete, die Kraft fanden, ihr Erleben zum Kunstwerk zu gestalten. Allenthalben sprießt es empor. Drei Bücher seien herausgegriffen, denen andere vorangingen, weitere sich inzwischen anreihen: „Fahnenjunker Volkenborn“ von Grabenhorst, „Im Westen nichts Neues“ von Remarque und „Krieg“ von Renn.

Pazifistischer Intellektualismus hat die Legende von der seelischen Vernichtung der Kriegsgeneration aufgebracht. Und er beruft sich dabei auf das eigene Zeugnis repräsentativer Vertreter dieser Generation wie gerade des Remarque. Gibt es aber einen schlagenderen Gegenbeweis als die genannten Bücher? Wer die Kraft gefunden hat, ein Erlebnis in ein Kunstwerk zu formen, hat es damit innerlich überwunden. Sagen wir doch vom Dichter: er hat es sich von der Seele geschrieben. Durch den Krieg oder am Krieg sind jene Menschen zu Künstlern geworden. Und von nun ab stehen sie nicht mehr unter, sondern über dem Durchgemachten. Aus der Umklammerung dumpfen Schicksals haben sie sich zu geistiger Freiheit durchgerungen. Die alte Weisheit, daß der Mensch den Dingen ihre Bedeutung gibt und so sein eigenes Schicksal schafft, bleibt unumstößlich. Sinnlos wird das Weltgeschehen, wenn menschlicher Nihilismus seinen Sinn bestreitet. So auch der Krieg. Vielen Deutschen erscheint der letzte Krieg sinnlos, weil sie nur seine Auswirkungen auf ihr begrenztes Gegenwartsdasein als Besiegte sehen. Für den Polen, den Tschechen, den Südslawen besitzt der Weltkrieg seinen guten Sinn, verschaffte er — und nur er allein — ihnen doch die Möglichkeit nationaler Einigung. Und sollte er etwa die Bedeutung eines letzten Einigungskrieges für Europa bekommen, was heute noch gar nicht zu übersehen ist, dann würden ihm wohl auch die Pazifisten späteren Geschlechts den Sinn nicht abstreiten.

Wie die Dinge aber heute liegen, werden solche Werke, die den Krieg in seiner wahren Gestalt zeichnen, als Bundesgenossen vom Pazifismus begrüßt. Er verfährt dabei mit ihnen wie mit dem Kriege selbst, gibt ihnen nämlich die Bedeutung, die seine kriegsverneinende Idee verlangt. Und versündigt sich dabei am Kunstwerke selbst, indem er ihm eine Tendenz unterschiebt, während doch sein Wert in der objektiven Anschauung des Darzustellenden liegt.

Propagandamittel für ihre Idee suchen die Pazifisten aus diesen Kriegsdarstellungen zu machen. An Hand ihrer Lektüre sollen schon die Schüler zum Widerwillen gegen den Krieg erzogen werden. In ihrer Instinktlosigkeit gegen Dinge des Blutes und Verständnislosigkeit gegen solche der Seele, Merkmale eines überzüchteten Intellektualismus, spüren diese Pazifisten nicht, daß literarisch erzeugte Angstvorstellungen nicht die Kraft besitzen, die Welt umzugestalten. Furcht vor dem Kriege schafft den Krieg nicht aus der Welt. Im Gegenteil, der Furchtsame ist von jeher nur des Tapferen Unterworfener geworden. Nur wer den Kampf nicht scheut — das heißt nicht, ihn suchen —, schreitet unangefochten durchs Leben. Das weiß von selbst jede gesunde Jugend.

Ihr diese Urerkenntnis rauben, heißt ihr Mark aussaugen. Und darum wird sie am Ende doch nicht das aus solchen Büchern herauslesen, was jene Jugendverführer erhoffen.

Uns Soldaten nun sagen diese Kriegsbücher jedenfalls etwas ganz anderes. Den Aelteren von uns rufen sie das eigene Erlebnis ins Gedächtnis zurück, das wesentlich das Erlebnis des „Deutschen Menschen“ war, wie er uns in den vielgestalteten Typen des Soldaten gegenübertrat. Für die Jüngeren, gerade die jungen Offiziere, aber stellen sie — und damit kehren wir zum Ausgangspunkte unserer Betrachtungen zurück — *psychologisch-pädagogische Lehrbücher* von höchster Anschaulichkeit und seltener Eindringlichkeit dar. Denn diese Kriegsromane geben, in ihrer Gesamtheit zusammengehalten — der einzelne sieht die Dinge häufig einseitig und daher schief —, ein Abbild des wahren Gesichts des Krieges in einer Schärfe und Buntheit, wie es die Kriegswissenschaft niemals bieten kann. Sie berücksichtigt entweder den Menschen überhaupt nicht, oder stellt ihn von so hohem Blickpunkt aus in ihre Betrachtung ein, daß er ohne jede psychologische Nuancierung auftritt. Hier aber wird der junge Offizier mitten hineinversetzt in das Kriegsleben eines kleinen Verbandes und lernt so den Krieg in seinen Höhen und Niederungen, den Soldaten von seinen Licht- und Schattenseiten her kennen. Dabei zeichnen sich im Ablauf des kriegerischen Geschehens bestimmte, immer wiederkehrende Lagen mit gleicher oder doch ähnlicher Wirkung auf die Truppe oder den einzelnen Soldaten ab, schälen sich ganz bestimmte Typen von Führern und Soldaten heraus. Ihr Vergleich mit den der eigenen Führung und Ausbildung anvertrauten Untergebenen erschließt wertvolle Einblicke in deren Art und gibt wichtige Fingerzeige für die Beurteilung ihrer Persönlichkeit und die möglichen Ansatzpunkte der Einwirkung auf sie.

Das Wichtigste aber ist die Bedeutung für die Arbeit an sich selbst. In der Hinsicht birgt vor allem der „Krieg“ von Renn einen Schatz, den für sich zu heben, kein junger Offizier versäumen sollte. Und dort liegt auch der Punkt, wo Remarque „Im Westen nichts Neues“ klar versagt, wenn nicht sogar eine bestimmte Tendenz verfolgt. Für den kleinen Soldatenkreis, dessen äußere und innere Erlebnisse dort geschildert werden, spielt der Offizier keine Rolle, jedenfalls nicht als Führer. Das mag in der Linie einer militärfeindlichen Richtung liegen, die dem gemeinen Manne alle Lasten, dem Offizier alle Annehmlichkeiten des Kriegslebens aufgebürdet wissen möchte. Doch der Offizier in der Front trug ebenso schwer am Kriege wie der Mann und dazu noch die Verantwortung. Wie urteilt doch der Soldat Wolf über einen im Trommelfeuer aufschreienden Offizier: „So was macht doch selbst unsereiner nicht, obwohl man keine Verantwortung weiter hat“ (Renn, „Krieg“, S. 263), und bestimmt damit von sich aus den Abstand zwischen Offizier und Mann. Es war aber auch die bewußte oder unwillkürliche Einwirkung des Offiziers entsprechend seiner Wesensart und seinen Fähigkeiten, im Guten oder Schlechten von entscheidender Bedeutung für das Leben

seiner Truppe und ihre Leistungen. Renn nun läßt eine Reihe von Kompanieführern an uns vorüberziehen, Soldaten und Menschen mit mancherlei Vorzügen und mancherlei Schwächen. Wie diese Offiziere es mehr oder weniger gut — oder auch gar nicht — verstehen, in innere Fühlung mit ihrer Mannschaft zu kommen, wie diese auf ihre Führer reagieren, welche menschlichen und dienstlichen Folgen sich daraus ergeben, das ist von einer Ueberzeugungskraft, wie sie ein militärpädagogischer Unterricht oder ein militärpsychologisches Lehrbuch niemals besitzen. Wer hier in der Tiefe der dargestellten Vorgänge und Zustände schürft und zugleich in offener Selbstkritik in seine eigene Brust greift, wird von innen her sein Führertum aufbauen, weil er erkennen wird, daß für den Soldaten, vom Standpunkte des Führers wie des Untergebenen her gesehen, wichtiger als militärisches Wissen und Können sein Menschentum ist. Diese Erkenntnis, die wertvollste Kriegserfahrung, geht im Frieden gar zu leicht verloren. Und zwar gerade dort, wo auf höchste Leistung hingearbeitet wird. Die Ueberspitzung und Ueberfeinerung der Ausbildung vermag geradezu die Menschlichkeit im militärischen Berufsleben zu ersticken. Vornehmste Aufgabe, vor allem der höheren Vorgesetzten ist es, dauernd den Pulsschlag der Truppe in dieser Hinsicht zu prüfen und rechtzeitig zu warnen und einzugreifen, wenn Gefahr im Verzug ist. Sie liegt vor, sobald eine Mannschaft nicht mehr als eine Summe menschlicher Persönlichkeiten, sondern nur noch als Ausbildungsmaterial gewertet wird.

Als Fundgrube der Menschenbeurteilung und Selbsterkenntnis müssen diese Bücher genommen werden. Mit dem Stift in der Hand sollte sie der junge Offizier durcharbeiten. Darauf nehme er sich in Gedanken jeden einzelnen Mann seiner Abteilung vor und versuche auf Grund der gewonnenen Einsichten zum Verständnis seines Wesens und Wertes vorzudringen und ihn dementsprechend einzuordnen. Dann prüfe er aber auch sich selbst auf Herz und Nieren, seine innere Haltung, sein Verhältnis zu seinen Leuten, sein Verhalten im Dienst und in besonderen Lagen am Maßstabe der dargestellten Führerpersönlichkeiten und stelle sich ehrlich die Frage: Wo stehst du?

Auch auf taktischem und waffentechnischem Gebiete bergen solche Kriegswerke eine Fülle von Anregungen und Lehren in einer Wirklichkeitshelligkeit, wie sie nüchterne Vorschriften niemals bieten können.

Als Soldaten müssen wir es jedenfalls als verheißungsvolles Zeichen begrüßen, daß sich nunmehr der dichterische Genius an die Gestaltung des Kriegserlebnisses heranmacht und es damit dem Vergessen entreißt. Soviel auch von anderer Seite versucht wird, die dabei gehobenen Werte politischer Tendenzen zuliebe umzumünzen, schließlich singen alle diese Dichter doch nur das Hohelied des Soldatentums, das zu erhalten unsere Aufgabe ist.
